

BARBARA
ERSKINE

TANZ

im

MOND

LICHT

Weltbild

Barbara Erskine, die bekannte und beliebte Autorin mystisch-romantischer Gruselromane, legt hier eine Sammlung ihrer schönsten Liebesgeschichten vor.

Da ist zum Beispiel die Geschichte der viktorianischen Pfarrerstochter Caroline, die ihren autoritären Vater versorgen muss und darüber droht zur alten Jungfer zu werden. Ein Geistlicher, der heimlich einer Bande von Alkoholschmugglern angehört, kann aber doch ihr Herz erobern, und mit ihm entdeckt Caroline, dass sie keineswegs die unschuldige, brave junge Frau ist, als die sie jahrelang galt. Barbara Erskine erzählt auch von der alleingelassenen Ehefrau, die sich längst ein neues Leben aufgebaut hat, als der Ehemann plötzlich zurückkehrt, zeigt die verschiedenen Seiten und Perspektiven in einem vertrackten Liebesdreieck und die wahre Bedeutung eines alten Familienerbstücks.

Eine eindrucksvolle Zusammenstellung anrührender und bewegender Kurzgeschichten.

Barbara Erskine

Tanz im Mondlicht

Roman

Aus dem Englischen von Peter Beyer und Waltraud Götting

Weltbild

Die Autorin

Barbara Erskine studierte mittelalterliche Geschichte und hat bereits zahlreiche Romane veröffentlicht. Ihre Bücher wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und belegten stets die vorderen Plätze in den internationalen Bestsellerlisten.

Barbara Erskine lebt mit ihrer Familie in Wales und auf einem alten Landsitz in North Essex.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel DISTANT VOICES by HarperCollins.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1996 by Barbara Erskine

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Peter Beyer und Waltraud Götting

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-965-8

Der Aussteiger

Natürlich würde er nicht kommen. Der Gedanke allein war absurd. Aber andererseits – ein Ehemann bleibt ein Ehemann, auch wenn der ihre seine ehelichen Pflichten nicht gerade nach dem Buchstaben des Gesetzes erfüllt hatte.

Zara beugte sich vor und blickte in den Spiegel. Sollte er tatsächlich kommen, würde er nach all den Jahren eine ziemliche Veränderung an ihr feststellen. Sie erinnerte sich vage, dass sie damals nicht nur eine andere Frisur, sondern auch eine andere Haarfarbe gehabt hatte. Auf ihre Figur konnte sie mit Recht stolz sein, und sie hatte mit den Jahren an Eleganz und Selbstbewusstsein gewonnen.

»Ob er wohl eine Wampe angesetzt hat?«, unterhielt sie sich laut mit ihrem Spiegelbild. Und musste kichern. Gerald mit einer Wampe war völlig undenkbar.

Wieder warf sie einen Blick auf den Brief. Er begann mit der Anrede: »Liebling«. Auch das war untypisch für ihn. Gerald war nie ein Mann der zärtlichen Worte gewesen. Er muss in Schwierigkeiten stecken, sagte sie sich, während sie in ihr teures Seidenkostüm schlüpfte.

Geld? Sie war immer der Meinung gewesen, dass er es im Überfluss besaß. Als sie heirateten, hatten sie zu den besseren Kreisen der Stadt gehört. Sie hatte sich nie die Mühe gemacht, herauszufinden, woher sein Wohlstand rührte. Zugegeben, er hatte nicht aufgehört, von Zeit zu Zeit ein nettes Sümmchen auf ihr Konto zu überweisen. Um der alten Zeiten willen und wenn es ihm gerade in den Sinn kam, hatte sie immer gedacht, nicht etwa aus der schlichten Überlegung heraus, Unterhalt für sie leisten zu müssen. Nicht dass sie in all den Jahren Unterhalt gebraucht hätte, Gottlob. Aber wenn sie es sich recht überlegte, hatte sie seit fast einem Jahr kein Geld mehr von ihm gesehen.

Sie betrachtete sich von der Seite im Spiegel und strich mit der Hand kritisch über ihren flachen Bauch. Nein. Sie gehörte zu den Frauen, die im Berufsleben Erfolg haben und vorankommen. Das Geld, mit dem Gerald sein Gewissen beruhigte oder was auch immer –, hatte ihr lediglich ein paar bescheidene Extras beschert, wie zum Beispiel den netten kleinen Mercedes in der Auffahrt. Ihren Lebensunterhalt hatte sie damit wahrhaftig nicht bestritten.

Na schön. Wenn es nicht das Geld war, was dann? Frauen. Sicher kannte sie Frauen, die gezwungen waren, ihren Ehemann von Zeit zu Zeit aus den Klauen einer allzu anhänglichen Freundin zu befreien, aber Gerald hatte dieses Problem nie gehabt. Sie hatte sogar gehört, dass er seine jeweils aktuelle Flamme mit so perfidem Vergnügen gegen die Verfllossene aufzuhetzen pflegte, dass beide oft vor Schreck das Weite suchten. Sie stutzte einen Moment. Vielleicht wollte er sich scheiden lassen? Nein. Das war nicht anzunehmen. Genau wie sie empfand er das Arrangement einer Ehe auf Distanz als viel zu nützlich und angenehm, um diesem Zustand ein Ende zu bereiten.

Hatte er Ärger mit der Polizei? Einen Augenblick lang blickte sie mit großen Augen in den Spiegel, dann verwarf sie den Gedanken mit einem Achselzucken. Er war zu lächerlich, um auch nur in Erwägung gezogen zu werden.

Zara beendete die müßigen Grübeleien mit einem Blick auf ihre Armbanduhr, eilte die

Treppe hinunter, nahm den Autoschlüssel vom Kaminsims und ging zur Tür. Sie neigte normalerweise nicht zu solchen Spekulationen und schon gar nicht zu Tagträumereien, und dass sie so spät dran war für die Vorstandssitzung, sah ihr eigentlich auch nicht ähnlich.

Er saß auf den Eingangsstufen.

In Lumpen.

Volle zwei Minuten starrte Zara wortlos auf ihren Mann hinunter. Dann trat sie mit ausdrucksloser Miene zur Seite und winkte ihn ins Haus. Als er an ihr vorbeiging, rümpfte sie demonstrativ die Nase.

Er steuerte ohne Umwege auf den Tisch mit den Getränken zu und schenkte sich einen Scotch ein. Dann drehte er sich um und musterte sie von Kopf bis Fuß. Er war immer noch schlank, keine Spur von einem Bauchansatz, sehnig und muskulös, braun gebrannt und durchtrainiert, und in seinen Augen blitzte der Übermut.

»Geh, lass mir ein Bad ein, Za-Za, Liebes. Dann brauchst du dir nicht mehr die Nase zuhalten und wir können miteinander reden.«

»Gerald!« Ihre sonst so wohlklingende Stimme hatte sich zu einem misstönenden Kreischen erhoben. »Was ist los mit dir?«

»Das Schicksal war mir nicht wohlgesonnen, Gnädigste.« Er gab ein wie einstudiert wirkendes Jammern von sich, aber in seinen Augen blitzte immer noch der Schalk. »Nun mach schon, Weib, bevor meine Flöhe auf deine Perserteppiche hüpfen.«

Mit einem Schreckenschrei rannte sie nach oben, drehte beide Hähne bis zum Anschlag auf und riss hastig die kleine Flasche Dettol aus dem Arzneischränkchen. Es roch scharf in dem heißen Dampf, der aus der Wanne aufstieg, aber alles war besser als Gerald's ... Duftnote.

Während er badete, spülte sie gründlich sein Glas und wischte die Whiskyflasche mit einem Schwammtuch ab, dann holte sie den Staubsauger heraus und saugte den Teppich da, wo er gestanden hatte. Flöhe! Sie schauderte.

Mit jähem Schuldgefühl, weil ihr plötzlich einfiel, dass sie ihre Sitzung vergessen hatte, ging sie zum Telefon und rief im Büro an, um ihrer Sekretärin Bescheid zu sagen. »Mir geht es nicht so gut«, erklärte sie mit ruhiger Stimme und stellte zu ihrem Erstaunen fest, dass das nicht einmal gelogen war. Ihr war übel und sie fühlte sich ein wenig fiebrig.

Eine halbe Stunde später tauchte er, mit ihrem Bademantel bekleidet, wieder auf. Er sah in dem Kleidungsstück, das an ihr weit und bequem war, wie ein Schuljunge aus, der aus seinem Anzug herausgewachsen ist; lange, sehnige Arme und Beine ragten heraus, und der Stoff bedeckte seine muskulöse, sonnengebräunte Brust nur unzulänglich.

»Keine Spur von einem Mann da oben«, bemerkte er, während er sich auf das Ledersofa fallen ließ. »Dabei hätte ich einen Rasierapparat brauchen können.« Seine Stimme klang fast bekümmert.

»Ich nehme an, du hast Hunger?« Kühl ignorierte sie seine Bemerkung. Sie stellte unwillig fest, dass ihr Herz in der Brust zu hämmern begonnen hatte wie damals, daran erinnerte sie sich immer noch genau, als sie ihn kennengelernt hatte.

»Ich sterbe vor Hunger, Gnädigste. Habe seit vorgestern nichts mehr gegessen.« Er verfiel wieder in seinen wehleidigen Ton. Sie beachtete es nicht.

»Du erwartest hoffentlich keine Austern mehr zum Frühstück«, bemerkte sie spitz aus der Küche, während sie Wasser in den Kessel laufen ließ und an einige seiner ausgefalleneren Vorlieben dachte. Ihre Hände zitterten.

»Eine Scheibe Brot reicht mir schon, Gnädigste, nur eine Scheibe Brot.« Plötzlich stand er dicht hinter ihr und legte ihr leicht die Hände auf die Schultern. »Ich nehme an, du erwartest eine Erklärung?«

»Da könntest du recht haben.« Sie lachte leise.

»Man könnte sagen, das Schicksal war mir nicht gnädig.« Er warf ihr einen erwartungsvollen Blick zu, dann überlegte er es sich anders und schüttelte den Kopf.

»Nein, ich weiß. Das sieht mir nicht ähnlich, wie? Kannst du dir vorstellen, dass ich es absichtlich getan habe?« Er schwieg einen Moment. »Du glaubst nicht, was die Leute alles in ihre Mülltonnen werfen, Za-Za. Jemand sollte eine Abhandlung darüber schreiben: »Die große unangezapfte Quelle der Reichtümer dieser Welt.«

»Ich bin sicher, die Müllmänner zapfen sie ganz erfolgreich an«, entgegnete sie scharf, während sie zwei Scheiben Brot in den Toaster steckte. »Den Sachen nach zu urteilen, mit denen sie die Kühlerhauben ihrer Müllautos schmücken.«

»Teddybären«, bemerkte er nachdenklich. »Euer Müllmann pinnt Teddybären an seinen Wagen. Ich habe ihn auf dem Weg hierher in eurer Straße gesehen. Wie jemand auf die Idee kommen kann, seinen Teddybären wegzuwerfen, werde ich mein Lebtag nicht begreifen. Es ist schlimmer als Mord.«

»Gerald! Du hast deinen doch auch nicht aufgehoben!«

»Aber sicher!« Er thronte auf der Kante des Frühstückstischs und griff nach den Toastscheiben, als sie heraussprangen. Hastig zog er die Hand zurück und blies sich auf die Fingerspitzen. »Hast du nie in meinen Koffern und Kisten gestöbert, die ich zurückgelassen habe?«

»Natürlich nicht. Es ist schließlich dein persönlicher Besitz.«

Gerald sah sie ungläubig an. »Du bist wirklich eine wunderbare Frau, Za-Za. Ich frage mich, warum ich dich verlassen habe.« Nachdenklich strich er Butter auf eine Scheibe Toast. Abgesehen davon, stellte er fest, war sie schlanker, womöglich größer und alles in allem tausendmal attraktiver, als er sie in Erinnerung hatte.

»Du konntest mich nicht ausstehen, mein Lieber.« Sie lächelte. »Ein Jammer, weil ich dich eigentlich ganz gern hatte.«

»Gern?« Er zog eine Braue hoch.

»Na schön, ich habe dich geliebt.«

»Immer noch in der Vergangenheit?«

Sie lächelte. »Hör auf zu kokettieren, Gerald, und erzähl mir lieber, was du getrieben hast.«

Der schwarze Kaffee hatte ihre Nerven beruhigt. Sie setzte sich ihm gegenüber, kreuzte elegant die Beine und wartete darauf, dass er redete.

Ein paar Minuten lang aß er schweigend und mit allen Anzeichen eines Menschen, der seit Tagen nichts gegessen hat, dann lehnte er sich mit einem Seufzer zurück und griff nach seiner Tasse.

»Eines Morgens, auf dem Weg zum Büro, dachte ich, Gerald, alter Knabe, was hat das

alles für einen Sinn? Wie man das manchmal so tut, kennst du das? Ich konnte keine überzeugende Antwort finden. Also dachte ich, na schön. Wenn du keinen Grund hast, es zu tun, dann lass es.« Mit einem Grinsen langte er nach dem Zucker.

»Immerhin gibt es da noch die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, Gerald.« Sie gab sich Mühe, nicht allzu governantenhaft zu klingen.

»Geld wofür? Du verdienst selbst genug, du brauchst es also nicht. Ich brauche es nicht ... Du hattest ein Haus, ich hatte eine Wohnung, brauchten wir denn beides, in drei Teufels Namen? Warum sollte ich für die Mitgliedschaft in einem Golfclub voller langweiliger Idioten und für das Finanzamt einen Herzinfarkt riskieren?«

»Gerald, nimm es mir nicht übel, aber das ist eine abgedroschene und törichte Bemerkung. Und woher«, brauste sie plötzlich auf, »weißt du überhaupt, wie viel ich verdiene?«

»Deine Firma gehört mir, meine Liebe. Nein«, er hob abwehrend die Hand, als sie empört die Tasse abstellte und etwas sagen wollte. »Nein, du hast deinen Posten ausschließlich aufgrund deiner Kompetenz bekommen, und ich interessiere mich absolut nicht für Firmenpolitik. Also, wie gesagt, ich dachte mir, warum steige ich nicht aus wie all diese fröhlichen Gestalten, die man in der U-Bahn immer singen sieht. Das Problem ist, ich kann nicht singen. Das weißt du sicher noch. Ich kann weder malen noch gut genug töpfeln oder schnitzen, um meinen Lebensunterhalt damit zu verdienen, also blieb mir nichts anderes übrig, als zu betteln. Noch einen Kaffee, bitte.«

Wortlos schenkte sie ihm Kaffee nach.

»Ich habe James angewiesen, den Wagen anzuhalten. Dann habe ich ihm gesagt, er soll einen Monatslohn nehmen, den Wagen nach Hause fahren und abschließen, in der Wohnung Gas und Strom abstellen und den Hausschlüssel in den Briefkasten werfen – ach ja, und den Kühlschrank ausräumen. Daran habe ich gedacht. Dann habe ich im Büro angerufen und gesagt: ›Ich werde ungefähr ein Jahr lang weg sein.« Anschließend habe ich mit meinem Anwalt wegen der nötigen Vollmachten und all dieser Dinge telefoniert. Ich habe mir einen Sahnedoughnut, die reinste Cholesterinbombe, und eine Dose Bier gekauft, mein gesamtes Kleingeld in den Hut eines dieser bedauernswerten jungen Männer geworfen, die man immer mit ihren Hunden an irgendwelchen Hauswänden sitzen sieht, und bin losgelaufen. Einfach so vom Fleck weg, in meinem Geschäftsanzug.« Er warf lachend den Kopf in den Nacken. »Wie du gesehen hast, ist nicht mehr viel von seiner Eleganz übrig.«

»Hast du dich amüsiert?« Zara bemühte sich, nicht allzu pikiert zu klingen.

»Großartig.« Er nahm das Brotmesser, schnitt eine mächtige Scheibe Brot ab und bestrich sie dick mit Butter. »Ich bin durch ganz Südengland und bis nach Cornwall hinunter gekommen, in all die abgelegenen kleinen Winkel, die man in einem stinkenden Auto nie zu sehen bekommt. Acht Monate habe ich es durchgehalten.«

»Warum bist du dann zurückgekommen?«

»Zum einen hatte ich heute Morgen Hunger. Zum anderen wollte ich dich wiedersehen.«

»Gerald. Wie konntest du dir überhaupt die Briefmarken und das Papier für deine Nachricht leisten?« Sie war plötzlich misstrauisch geworden.

Zum ersten Mal wirkte er jetzt verlegen. »Na ja, Zara, das Problem ist, ich habe wieder angefangen, Geld zu verdienen. Zuerst waren es nur Gelegenheitsjobs: Wagen waschen, Obst pflücken, einmal sogar Kartoffelsäcke schleppen – Gott, war das ein lausiger Job! Dann habe ich eines Abends in einem Pub zufällig eins der Gedichte vorgetragen, die ich mir auf meinen Wanderungen über die Landstraßen ausgedacht hatte. Die Leute ließen den Hut herumgehen und am Ende waren fast sieben Pfund fünfzig darin. Ein Vermögen! Na ja, von da an habe ich weitergemacht. Immer wenn ich in eine Stadt oder ein Dorf kam, habe ich einen Wirt angequatscht und in seinem Pub einen Zettel ausgehängt, auf dem stand, dass ich am Abend Gedichte vortragen würde. Hinterher habe ich dann den Hut herumgereicht.«

»Gerald, das ist nicht dein Ernst!« In Zaras Augen stand jetzt echte Bewunderung.

»Also, meine Liebe, die Wahrheit ist«, er senkte den Blick mit einem Anflug von Verlegenheit auf seine Kaffeetasse, »ich glaube, ich brauche so etwas wie einen Agenten. Ich will sie veröffentlichen, verstehst du? Ich weiß, das ist albern, aber ich habe große Pläne damit. Ich habe den Sinn des Lebens gefunden, weißt du. Für mich ist es die Dichtkunst.«

»Und du möchtest, dass ich dich als Agentin vertrete?«

»Würdest du?« Er sah sie erwartungsvoll an.

»Aber sicher.«

Zara machte es Spaß, ihren Mann als Dichter auszustaffieren. Sie brachte den Vormittag damit zu, Jeans und Hemden und eine ziemlich teuer aussehende Lederjacke für ihn zu kaufen. Sie überlegte sogar, ob er sich darauf einlassen würde, eine Kette oder eine Lederschnur mit einer Perle um den Hals zu tragen, verwarf den Gedanken aber wieder. Schließlich war er es bis vor gar nicht langer Zeit gewohnt gewesen, im Nadelstreifenanzug aufzutreten.

Als sie sich zu ihrer Einkaufstour aufgemacht hatte, war er zurückgeblieben, um seine Gedichte in ihr Diktiergerät zu sprechen. Bei ihrer Rückkehr stand die Putzfrau in der Tür zum Salon und lauschte mit offenem Mund.

»Es ist Schweinkram, Mrs. Lennox, echter Schweinkram«, beschwerte sich die Frau, die beim Anblick ihrer Arbeitgeberin schuldbewusst zusammengefahren war. »Aber es ist wunderschön. Ich könnte stundenlang zuhören, wirklich wahr.« Sie kicherte nervös.

Zara trat neben sie, und gemeinsam hörten sie zu, wie Gerald diktierte. Es war tatsächlich wunderschön.

Wenig später schwang er mit dem Mikrofon in der Hand herum und sah die beiden Frauen. Zu Zaras Erstaunen verstummte er abrupt und errötete. »Ich hatte nicht bemerkt, dass jemand da ist«, murmelte er, dann brach er in Gelächter aus. »Das ist eigentlich nichts für die Ohren von Damen.«

»Unsinn. Es ist verdammt gut.« Zara eilte zu ihm und drückte ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Ich fange heute Nachmittag an, sie für dich in den Computer einzugeben.«

Sie einigten sich darauf, dass er sich Noxel nennen sollte, Lennox von der Mitte her gelesen. Kein weiterer Name. Es war passend für ein gedrucktes Buch und würde sich, so

überlegte Zara, im Radio gut anhören. Seinen Einwand, er käme sich mit diesem Namen vor wie ein Kloputzmittel, ignorierte sie.

Gerald Lennox war ein Langeweiler gewesen, darin waren sie sich einig.

Sie schleppte ihn durch London, wo sie ihn stolz ihren neuen Freunden aus der Schickeria präsentierte und sich im Glanz seines Ruhmes sonnte, als er mit Adjektiven von köstlichem Versmaß und Phrasen voll schillernder Farbe ihre Ohren attackierte. Sie hatte insgeheim immer die Befürchtung gehegt, dass diese Leute ihre Bekanntschaft wegen ihres Geldes und ihrer guten Verbindungen pflegten. Nun konnte sie mit jemandem aufwarten, der zu ihrer Welt gehörte. Der nicht nur dazugehörte, sondern wirklich etwas tat. Die meisten von ihnen, hatte sie festgestellt, waren eher passive Mitläufer als aktiv Schaffende in der Welt der Künste. Jetzt fühlte sich Zara ihnen endlich um eine Nasenlänge voraus und sie war höchst angetan von ihrem exzentrischen, vagabundierenden Dichter.

Die beiden amüsierten sich köstlich über die hochgezogenen Augenbrauen der Nachbarn. Offenbar erkannte ihn niemand.

Dann kam Zaras Lover von seiner zweimonatigen Reise nach Kapstadt zurück. Er öffnete die Tür mit seinem eigenen Schlüssel, eine halbe Stunde, bevor Zara wie üblich aus dem Büro zurückkommen würde, und stieß auf Gerald, der vor ihrem Computer saß.

»Hallo, mein Freund«, Gerald blickte auf und streckte die Hand zum Gruß aus, »ich wusste, dass es Sie geben muss, aber sie hat es mit keinem Wort zugegeben, die gute Seele.« Er grinste liebenswürdig.

Der andere stand mit offenem Mund da. Er tastete unsicher nach dem nächsten Sessel und ließ sich schwer hineinfallen. »Es tut mir leid«, brachte er endlich heraus. »Ich glaube, wir sind uns noch nicht begegnet?«

Gerald lehnte sich auf dem Stuhl zurück. »Ich bin Zaras Ehemann. Aber keine Sorge –«, er hob beschwichtigend die Hand, als der andere mit einem Ruck aufsprang. »Ich bin schon weg. Ich will schon seit einer ganzen Weile weiter, aber ich wollte sie nicht allein lassen. Sie war mir eine große Hilfe in den letzten paar Wochen.«

Er schob seine Papiere zusammen und holte die Seiten, die er zuletzt ausgedruckt hatte. »Geben Sie mir zehn Minuten, alter Freund. Wir bringen die Wachablösung hinter uns, bevor sie nach Hause kommt.« Er eilte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf.

Der Neuankömmling setzte sich wieder und blickte einen Moment lang wie betäubt vor sich hin. Dann erhob er sich ein wenig schwerfällig und schenkte sich einen Drink ein. Als Zara nach Hause kam, hatte er sich mit einem vollen Glas Gin ins Badezimmer zurückgezogen.

Sie sah Gerald's Nachricht auf dem Tischchen im Flur und wusste, ohne sie zu lesen, dass er fort war. Sie überlegte einen Augenblick, dann stieß sie einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Es war ein spannendes Intermezzo gewesen, aber keines, das sie noch weiter auszudehnen wünschte. Es störte ihre Konzentration im Büro.

Der Moment der Wahrheit

Ich kannte Steve schon seit frühester Kindheit. Im selben Dorf geboren und miteinander aufgewachsen, hatten wir eines Tages unsere Liebe füreinander entdeckt und uns an meinem achtzehnten Geburtstag verlobt. Danach begannen wir auf eine Anzahlung für ein eigenes Häuschen zu sparen. Steve wollte erst heiraten, wenn er in der Lage war, mich, wie er es ausdrückte, anständig zu ernähren oder mir doch zumindest ein Dach über dem Kopf zu bieten. Mir erschien das nicht wichtig, aber alle meine Einwände halfen nichts, und so dehnte sich unsere Verlobungszeit erst über ein Jahr, dann über zwei Jahre aus. Steve arbeitete als Mechaniker in der Reparaturwerkstatt unseres Dorfes und hoffte darauf, von seinem Chef eines Tages als Partner an dem Unternehmen beteiligt zu werden. Die Zukunftsaussichten waren also nicht schlecht, wenn wir es nur schaffen würden, genug Geld für die Anzahlung zu sparen. Und dann geschah etwas, das sich nachhaltig auf unser gemeinsames Leben auswirken sollte. Steves Großtante, die für ihn wie eine Mutter war, erlitt überraschend einen Schlaganfall, und die Ärzte sagten, sie werde nie wieder in der Lage sein, einen eigenen Haushalt zu führen. Selbst wenn sie sich so weit erholte, dass sie das Krankenhaus verlassen konnte, würde man sie in einem Altersheim unterbringen müssen, wo sie die erforderliche Pflege erhielt.

Sobald sie kräftig genug war, um Besucher zu empfangen, rief sie Steve und mich an ihr Krankenlager. Sie konnte nur mit Mühe sprechen, und ihre arme, gelähmte Hand lag kraftlos auf der Decke, aber sie erklärte uns mit Tränen in den Augen, dass sie uns ihr Landhaus vermachen wolle. Es sollte ihr Hochzeitsgeschenk für uns sein.

Sechs Wochen später waren wir verheiratet. Das Häuschen war winzig, aber ich fand es wunderbar, denn nun hatten wir endlich ein Heim ganz für uns allein. In dem niedrigen Wohnzimmer, dessen Decke mit Eichenbalken durchzogen war, standen zwei Schaukelstühle und ein Tisch, und mehr Möbel hätten auch kaum hineingepasst. Glyzinie und Geißblatt rankten sich zum Schlafzimmerfenster unter dem Reetdach hinauf. Ich weiß noch wie heute, wie ich mich am ersten Morgen nach unserem Einzug aus diesem Fenster lehnte und die frische Landluft einatmete. In diesem Augenblick hätte ich schreien können vor Glück.

Ich hatte vor unserer Heirat als Kellnerin in der Tudor-Teestube des Dorfes gearbeitet und ich behielt den Job auch nach unserer Hochzeit bei. Zum einen machte mir die Arbeit dort Spaß, zum anderen legten wir immer noch, jeden Pfennig, den wir entbehren konnten, beiseite. Das Häuschen musste dringend modernisiert werden, und da wir eine Familie gründen wollten, schien es uns sinnvoll, so viel wie nur irgend möglich zu arbeiten und das verdiente Geld zur Bank zu tragen. Auch wenn wir abends meist müde und erschöpft nach Hause kamen, waren wir glücklich. Das dachten wir zumindest. Aber ohne es zu merken, wurde das Geldverdienen für uns beide allmählich zum Selbstzweck, wichtiger sogar als unsere Liebe füreinander.

Die Probleme begannen im zweiten Jahr unserer Ehe im Sommer. In dieser Jahreszeit herrschte in unserem Café immer hektischer Betrieb, weil Hunderte von Touristen durch unser kleines Dorf in den Cotswold Hills schwärmten, um dessen Sehenswürdigkeiten und

den berühmten Gutssitz zu bestaunen. So kam es, dass ich nach der Arbeit oft zu erschöpft war, um Steve auch nur ein Abendessen auf den Tisch zu stellen, bevor ich ins Bett fiel und auf der Stelle einschlieft. Ich war sogar für die Liebe zu müde.

Etwa um diese Zeit begann Steve, abends länger zu arbeiten. »Es spielt ja keine Rolle, ich bekomme dich ohnehin nie zu Gesicht«, bemerkte er ziemlich bitter. »Abgesehen davon kann ich es nicht ertragen, dich so müde zu sehen.« Dann hatte er beide Hände unter mein dichtes blondes Haar geschoben, das fast dieselbe Farbe hatte wie seins, und mich nachdenklich auf die Wange geküsst. »Wenn ich Überstunden mache, kannst du vielleicht deine Arbeit als Kellnerin irgendwann ganz aufgeben.«

Ich warf ihm einen dankbaren Blick zu und versuchte die Schuldgefühle zu unterdrücken, die bei seinem Anblick in mir aufstiegen. Denn ich bemerkte zum ersten Mal, wie müde auch er aussah und wie blass er war, weil er den ganzen Tag unter irgendwelchen Autos lag, während alle anderen im Dorf von der Sommersonne braun gebrannt waren.

So kam es, dass wir uns drei Monate lang kaum sahen. Wir sparten emsig, sicher; aber ohne dass ich es merkte, begann uns unsere Ehe irgendwie zu entgleiten.

Ich fühlte mich noch erschöpfter und deprimierter als sonst, als eines Tages, während ich an den vorderen Tischen bediente, an denen man durch die Sprossenfenster über den Rasen hinausblickte, ein junger Mann das Café betrat. Er war von durchschnittlicher Größe, ein dunkler Typ, nicht besonders gut aussehend, aber er hatte unglaubliche Augen. Hellgrau, so hell, dass sie in seinem braun gebrannten Gesicht wie silberne Sterne leuchteten. Er winkte mich an seinen Tisch.

»Wie heißen Sie, Schätzchen?«, erkundigte er sich. Er hatte einen amerikanischen Akzent.

Ich lächelte ihn unverbindlich an und wischte mit einem Tuch die Krümel vom Tisch. Ich war solche Fragen gewohnt.

»Ich heiße Linda«, sagte ich, immer noch lächelnd. »Was darf ich Ihnen bringen?«

»Tee, Linda. Einen englischen Tee mit Sahnetörtchen und Biskuits, bitte. Und vielleicht können Sie mir später ein wenig die Stadt zeigen?«

»Tut mir leid, Sir, aber mein Mann erwartet mich zu Hause«, entgegnete ich mit einstudiertem Lächeln. Dann kehrte ich ihm den Rücken, um seine Bestellung weiterzugeben.

Normalerweise überging ich solche Annäherungsversuche, ohne mir weiter Gedanken darüber zu machen, aber etwas an seinen Augen und an der Art, wie sein Gesicht lang geworden war, als ich ihm meinen Ehering demonstrativ unter die Nase gehalten hatte, berührte mich ganz eigenartig.

Als ich mit dem Tablett wieder an seinen Tisch trat, fragte ich beiläufig: »Sie sind wohl allein hier?«

Er nickte. »Ich bin für ein paar Monate aus den Staaten herübergekommen. Ich bin Fotograf und mache einen Bildbericht über das schöne alte England.«

In seinem Lächeln lag eine solche Wehmut, dass mir das Herz plötzlich bis zum Hals schlug.

Ich spürte, dass er mich nicht aus den Augen ließ, während ich mit meinem Tablett die

Runde machte, und jedes Mal, wenn ich mit einem mit Teegebäck und Sahnetörtchen beladenen Teller aus der Küche trat, begegnete mir sein Blick.

Als ich ihm die Rechnung brachte, hielt er mich am Handgelenk fest. »Meinen Sie nicht, dass Ihr Mann Sie für eine halbe Stunde entbehren könnte, Süße – nur für einen Drink? Ich hasse es, allein in den Pub zu gehen.«

Ein flaes Gefühl breitete sich in meinem Magen aus. Als ich ihm erklärt hatte, dass Steve mich zu Hause erwartete, hatte ich ihm natürlich nicht ganz die Wahrheit gesagt. Steve hatte angekündigt, dass es an diesem Abend in der Werkstatt wieder einmal einen eiligen Auftrag zu erledigen gab und dass er möglicherweise noch später heimkommen würde als sonst. Ich war, wie schon gesagt, deprimiert, und ich langweilte mich.

Mit einem tiefen Atemzug sagte ich: »Na schön. Vielleicht kann ich es einrichten. Aber nur auf einen schnellen Drink und nicht hier.« Ich kannte die neugierigen Blicke und die eifrigen Lästermäuler in unserem Dorf nur zu gut. »Haben Sie ein Auto?«

Er nickte.

»Dann warte ich vor der Post auf Sie.« Mit einem raschen Blick auf meine Armbanduhr fügte ich hinzu: »Ich habe heute Schicht bis wir schließen, also bis sechs. Danach können wir uns treffen.«

Er hieß Graham, und er machte von Anfang an keinen Hehl daraus, dass er in Wisconsin eine Frau und zwei Kinder hatte. Wir fuhren zwei Stunden lang ziellos über baumgesäumte Landstraßen, dann kehrten wir im Nachbardorf in einem Pub aus dem fünfzehnten Jahrhundert ein. Er brachte mich nach Hause und setzte mich am Ende unserer Straße ab, bevor er zu seinem Hotel zurückkehrte.

Es war ein vollkommen harmloses Vergnügen gewesen, ebenso wie der nächste Ausflug, den wir drei Tage später unternahmen, als Steve wieder einmal länger als gewöhnlich arbeitete. Von da an machte Graham es sich zur Gewohnheit, kurz vor dem Schließen in der Teestube vorbeizuschauen, und ich sagte ihm dann, ob ich an diesem Abend ein paar Stunden Zeit erübrigen konnte oder nicht.

In der Werkstatt schien es ungewöhnlich viel zu tun zu geben, denn Steve kam jetzt fast immer spät nach Hause, und so konnte ich mich auch immer häufiger mit Graham treffen. Zu Hause erwähnte ich Graham nie. Nach unserem ersten Ausflug war Steve schlecht gelaunt von der Arbeit gekommen, was sehr selten vorkam, und ich wollte darum lieber einen günstigeren Moment abwarten. Und danach fiel es mir immer schwerer, mit ihm zu reden.

Irgendwann kam unvermeidlich der Tag, an dem mich Graham küsste.

Es passierte so liebevoll, so selbstverständlich, dass ich überhaupt nicht darauf gefasst war, und bevor ich recht wusste, was ich tat, hatte ich den Kuss erwidert und mich willig seinen Armen überlassen, als er mich so fest an sich presste, dass ich kaum noch Luft bekam.

»O nein, Graham. Nein!« Ich stieß ihn erschrocken von mir. »Bitte nicht. Ich liebe meinen Mann.«

»Das weiß ich doch, Süße.« Sanft aber bestimmt zog er mich wieder an sich. »Aber er wird einen Kuss oder auch zwei für einen einsamen Mann verschmerzen können.«

Ich hatte jedoch Angst. Ich drehte den Kopf zur Seite und stemmte mich mit geballten

Fäusten gegen seine Brust. »Tu das nicht, Graham. Ich möchte jetzt nach Hause, bitte.«

Widerstrebend ließ er mich los. »Na schön, Linda. Wenn du sicher bist, dass du es so willst.« Eindringlich fixierte er mich mit seinen silbergrauen Augen. Mein Herz tat einen verräterischen kleinen Satz. Es war ganz und gar nicht das, was ich wollte.

Er setzte mich wie üblich am Ende der Straße ab und ich ging das letzte Stück in der von Sommerdüften erfüllten Abenddämmerung zu Fuß. Steve war nicht zu Hause und ich trat durch die Hintertür in den Garten hinaus. Aus dem Nachbargarten zog der Geruch von Pfeifenrauch herüber. Ian Johnson und seine Frau saßen auf der Veranda und unterhielten sich leise.

Ich hatte meine Sandalen abgestreift und lief barfuß durch das kühle Gras, darum hatten sie mich wohl nicht gehört. Und da es im Haus dunkel war, nahmen sie sicher an, dass ich noch nicht von der Arbeit zurück war.

»Mir tut nur seine hübsche kleine Frau leid«, klang Ians Stimme leise, aber deutlich vernehmbar herüber. »Sie ist völlig ahnungslos.«

»Dem Kerl gehört ein Strick um den Hals«, ertönte nun die Stimme seiner Frau. »Die beiden waren so ein reizendes Paar. Und ich habe mich so gefreut, als Irene ihnen das Häuschen vermacht hat. Dachte, es würden bald ein paar Kinder im Nachbargarten herumspringen, und jetzt das!«

»Sie wird es bestimmt irgendwie erfahren.« Das war wieder Ian. Er hatte offensichtlich an seiner Pfeife gezogen, denn eine neuerliche Rauchwolke wehte über die Rosenbüsche zu mir herüber.

Zitternd, wie von Eiseskälte gepackt, stand ich da und lauschte dem Gespräch meiner Nachbarn. Meine Hände hatten sich im Stoff meines Kleides verkrallt und mir war entsetzlich übel.

Was redeten die beiden da? Am liebsten wäre ich schreiend hinübergerannt, hätte ihnen meine Fragen ins Gesicht geschleudert, aber tief in meinem Herzen wusste ich die Antwort bereits.

Steves Chef war in der Vergangenheit nie besonders erpicht auf Überstunden in seinem Betrieb gewesen, warum sollte er also ausgerechnet in diesem Sommer damit angefangen haben? Sicher nicht, um unsere Finanzen aufzubessern. Und ich hatte mir nie die Mühe gemacht, zur Werkstatt zu gehen und mich mit eigenen Augen zu überzeugen. Ein Schluchzen stieg in meiner Kehle auf, und ich floh Hals über Kopf ins Haus zurück, bevor es sich in einem verzweifelten Schrei Bahn brechen konnte.

»Linda, bist du zu Hause?«, rief Steve leise.

Ich brachte kein Wort heraus. Ich saß, die Hände immer noch im Stoff meines Kleides verkrallt, in der Dunkelheit.

»Lyn?«

Er stieß die Wohnzimmertür auf und knipste das Licht an.

»Lyn! Was machst du denn hier?« Er warf mir einen erstaunten Blick zu.

Ich hatte nicht geweint, aber meine Miene musste ihm wohl alles verraten, denn er setzte sich unvermittelt auf die Kante des Schaukelstuhls und fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Du weißt Bescheid, nicht wahr.« Es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

Ich nickte wie betäubt.

»O Gott, Lyn. Ich würde alles dafür geben, wenn ich es ungeschehen machen könnte.«

Er warf mir einen jämmerlichen Blick zu. »Was soll ich jetzt tun?«

»Am besten sagst du mir die ganze Wahrheit«, murmelte ich tonlos. Und dann wartete ich, das Gesicht in den Händen vergraben, bis alles heraus war.

»Sie heißt Lauren. Ich habe sie ein paar Monate vor unserer Hochzeit kennengelernt.

Dann ging sie nach London, um dort zu arbeiten, und vor drei Monaten ist sie zurückgekommen. Ihr Auto war zur Inspektion bei uns und ich kam mit ihr ins Gespräch.«

Er zuckte die Achseln und schwieg lange. Dann hob er den Kopf und sah mir fest in die Augen. »Sie erwartet ein Kind von mir, Lyn. Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Liebst du sie?« Ich erkannte meine eigene Stimme kaum, so sehr hatte meine Angst sie verändert.

Er nickte. Dann zuckte er wieder die Achseln und sagte: »Nicht so, wie ich dich liebe.

Du bedeutest mir alles, Lyn, das weißt du, aber ...«

»Aber! Während ich mir die Finger wund gearbeitet, mich krummgelegt und gespart habe, hast du das Geld mit einer anderen Frau zum Fenster hinausgeworfen. Das ganze Dorf weiß Bescheid, nur ich nicht. Du Mistkerl! Du Heuchler! Du widerlicher, ekelerregender, schmutziger Lügner!« Ich schrie so laut, dass Steve ganz blass wurde und erschrocken aufsprang.

»Nicht so laut, Linda, bitte«, versuchte er mich zu beschwichtigen, aber ich war nicht mehr zu bremsen. »Du elender, gewissenloser Betrüger!« Die Tränen liefen mir jetzt in Strömen über das Gesicht. »Wie konntest du nur? Wie konntest du so etwas tun? Aber bitte, wenn du mich nicht mehr willst, gibt es zum Glück einen anderen, dem mehr an mir liegt!«

Ich stürmte mit tränenblinden Augen an ihm vorbei und zur Haustür, riss sie auf und rannte mit meinen bloßen Füßen den malvengesäumten Weg zur Straße hinunter.

Ich glaube nicht, dass er den Versuch machte, mich zurückzuhalten. Jedenfalls hielt ich mich nicht damit auf, es herauszufinden.

Im Sturmschritt passierte ich das Gartentor und bog in die Straße ein. Ich hatte nur einen Gedanken im Kopf. Bei Graham zu sein. Ich war so unendlich verletzt, so wütend und traurig, dass ich nicht weiterdenken konnte.

Fast den ganzen Weg bis zu seinem Hotel legte ich im Laufschrift zurück und achtete weder auf die Autos, die in der Dunkelheit vorüberfuhren, noch auf die wenigen Fußgänger, denen ich begegnete. Meine Füße brannten vom Laufen auf dem harten Asphalt und meine Haare klebten in wirren, aufgelösten Strähnen in meinem erhitzten Gesicht. Die Frau an der Rezeption starrte mir erschrocken entgegen, als ich durch die Drehtür stürmte, aber sie wählte kommentarlos die Nummer von Grahams Apparat, und zehn Sekunden später warf ich mich in seine Arme.

Er führte mich in sein Zimmer und bestellte beim Zimmerservice kalte Getränke und Kaffee. Dann drückte er mich mit beschwichtigender Miene aufs Bett.

»Beruhige dich, Lyn, Süße. Erzähl mir, was passiert ist. Und lass dir Zeit«. Während er auf mich einredete, kramte er im Wandschrank und brachte eine riesige Schachtel Papiertaschentücher zum Vorschein.

Ich putzte mir die Nase und endlich versiegt auch meine Tränen. Unter gelegentlichem trockenem Schluchzen erzählte ich ihm meine Geschichte. Die Worte sprudelten nur so aus mir heraus.

Nach einer Weile klopfte es an die Tür. Das Zimmermädchen, das die bestellten Getränke und den Kaffee auf einem Tablett hereinbrachte, starrte mich neugierig an. Plötzlich fiel ihr Blick auf meine Füße und ihre Augen weiteten sich vor Schreck. Ich folgte ihrem Blick. Meine Füße waren blutverschmiert. Als ich das sah, brach ich erneut in Tränen aus, und Graham bat das Zimmermädchen, rasch eine Schüssel mit warmem Wasser und ein Wunddesinfektionsmittel zu holen.

Als sie fertig waren mit ihrem aufgeregten Getue um mich und wir wieder allein waren, hatte sich mein Schluchzen endlich gelegt, und ich sah ihn mit noch tränenverschleiertem Lächeln an.

»Es tut mir leid, Graham. Verzeih mir. Es war nur ein solcher Schock für mich.«

»Aber natürlich, Süße.« Er nahm meine Hände und drückte sie liebevoll. »Das muss wirklich ein übler Kerl sein. Sei froh, dass du ihn los bist. Ich gehe am Donnerstag nach London zurück. Möchtest du mit mir kommen?«

Benommen nickte ich. Ich wollte Steve niemals wiedersehen, und auch nicht unser wunderschönes Häuschen, das ich mir plötzlich nicht mehr als mein Heim vorstellen konnte. Ich wollte nur noch weit weg.

Später, viel später, schlüpfte ich ins Bett. In Grahams Bett. Er knipste alle Lichter aus und legte sich dann neben mich. Erschöpft und angespannt, wie ich immer noch war, zuckte ich zurück, als er sich zu mir drehte und mich in die Arme nehmen wollte.

»Schon gut, Süße. Wir haben keine Eile.« Damit drehte er sich wieder auf den Rücken und starrte zur Decke. Nach wenigen Augenblicken hörte ich, wie seine Atemzüge tiefer und regelmäßiger wurden, und ich wusste, dass er eingeschlafen war.

Ich tat die ganze Nacht kaum ein Auge zu. Jedes Mal, wenn ich einnickte, schreckte ich gleich darauf in heller Panik wieder auf. Als der Morgen dämmerte, kroch ich mit vor Müdigkeit schweren Lidern aus dem Bett, zog die Vorhänge zurück und blickte in den Garten hinaus.

Wir frühstückten auf dem Zimmer, und sobald ich sicher war, dass Steve zur Arbeit gegangen sein musste, ließ ich mich von Graham in unsere Straße fahren. Da er an diesem Tag einige Termine hatte, die er nicht absagen konnte, waren wir übereingekommen, dass ich nach Hause gehen und ein paar Sachen zusammenpacken würde.

Leise schloss ich die Haustür auf, und ohne mir einen Augenblick Pause zum Nachdenken zu gönnen, eilte ich die Treppe hinauf.

Steve lag bäuchlings auf dem Bett. Bei seinem Anblick blieb ich wie vom Donner gerührt stehen und wollte sofort kehrtmachen und wieder nach unten fliehen. Aber er musste meine Schritte gehört haben, denn in diesem Augenblick hob er den Kopf. Seine Augen waren eigenartig rot und verquollen, und plötzlich wurde mir klar, dass er ebenfalls geweint hatte.

»Wo warst du?«, flüsterte er. »Ich war außer mir vor Sorge.«

»Bei einem Mann natürlich.« Ich wollte ihn verletzen, so wie er mir wehgetan hatte.

»Oh, Lyn.« Er biss sich auf die Lippen, dann setzte er sich mit gequälter Miene auf und stellte die Füße auf den Boden. »Was ist nur mit uns passiert?«

»Mit mir ist nichts passiert«, fuhr ich ihn an. »Ich habe dir vertraut; ich habe hart für uns beide gearbeitet, und was habe ich nun davon?« Mir kam gar nicht der Gedanke, dass es vielleicht nie so weit mit uns gekommen wäre, wenn ich mich in den vergangenen Wochen nicht so intensiv mit Graham beschäftigt hätte.

Wütend stampfte ich zum Fenster und blickte hinaus. Im Nachbargarten schnitt Ian Johnson Rosen. Von seiner Pfeife stiegen blaue Rauchwölkchen auf.

Ich hörte Steves Schritte hinter mir. Dann spürte ich seine Hand auf meiner Schulter. »Linda, Liebste. Wirst du mir je verzeihen können?«

Unwillig streifte ich seine Hand ab und schüttelte den Kopf.

»Ich verlasse dich, Steve. Selbst wenn ich bleiben wollte, hättest du ja nun andere Verpflichtungen, wenn ich mich nicht irre.« In mir war jetzt eine solche Erschöpfung, dass meine Stimme kalt und emotionslos klang. Mir war es fast gleichgültig, was geschah.

Einen Augenblick lang schwiegen wir beide, dann fragte Steven: »Wer ist dieser Mann?«

Plötzlich rührte sich in mir das schlechte Gewissen. »Er war nur ein Freund. Jemand, den ich in der Teestube kennengelernt habe.« Ich fuhr herum und schleuderte ihm die Worte fast entgegen. »Er war für mich nur ein Freund, aber ich wusste, dass er mich liebt. Ich bedeute ihm etwas. Ich werde mit ihm nach London gehen. Hier gibt es ja nichts mehr, was mich hält, nicht wahr!«

Um die Tränen vor ihm zu verbergen, die mir schon wieder in die Augen quollen, kehrte ich ihm den Rücken zu. »Lass mich jetzt bitte allein, Steve.«

Ich hielt den Atem an. Würde er gehen? Plötzlich wünschte ich mir, dass er blieb, aber ich hörte, wie sich seine Schritte leise auf dem Teppich entfernten, und dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloss. In diesem Augenblick ließ ich meinen Tränen freien Lauf und schluchzte hemmungslos.

Wie lange ich so da stand, weiß ich nicht. Es mochten Stunden gewesen sein. Allmählich versiegten meine Tränen und trockneten auf meinen Wangen. Ich fühlte mich vollkommen leer und ausgelaugt.

Fast hätte ich auf das Klopfen an der Haustür gar nicht reagiert. Aber dann schleppte ich mich schweren Schritts die Treppe hinunter. Eine junge Frau stand auf der Schwelle. Instinktiv wusste ich, dass es Lauren sein musste. Sie war groß und schlank und brünett, und wie ich hatte sie dunkle Ringe unter den Augen.

»Sind Sie Linda?«, erkundigte sie sich ohne Umschweife.

Die Hand krampfhaft um die Türklinke geschlossen, nickte ich.

Sie schluckte. »Würden Sie Steve bitte ausrichten, dass ich nach London zurückgehe? Ich möchte ihn nicht wiedersehen.«

»Aber was ist mit dem Baby?«, entfuhr es mir unwillkürlich.

Ihre Wangen färbten sich dunkelrot. »Es gibt kein Baby, Linda. Ich habe mir das ausgedacht, weil ich wusste, dass ich Steve nur so für mich gewinnen und dazu bringen konnte, sich von Ihnen zu trennen. Aber mir ist klar geworden, dass ich das nicht kann. Es

tut mir leid.«

Sie zögerte einen Moment, als wollte sie noch etwas hinzufügen, aber dann drehte sie sich hastig um und rannte davon.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Eine ganze Weile stand ich reglos da und starrte ihr nach, dann ging ich nachdenklich in die Küche zurück und machte mir eine Tasse schwarzen Kaffee. Mir wurde zwar übel davon, aber ich hoffte irgendwie, dass er mir helfen würde, einen klaren Gedanken zu fassen.

Was sollte ich tun? Meine Gedanken überschlugen sich. Steve, Graham, das Häuschen, mein schönes, gemütliches Heim. Steve, Graham, Steve ... o Steve.

Mir ist bis heute nicht klar, warum ich es tat – warum ich mein Haar kämmte, meine Handtasche schnappte und mich in den Bus nach Minster setzte. Das Altersheim lag in der Nähe der Bushaltestelle, inmitten einer schönen Gartenanlage.

Tante Irene saß auf der Veranda und blickte versonnen auf die Rosenbeete hinunter. Als sie mich entdeckte, leuchteten ihre Augen auf, und sie deutete auf den Stuhl, der neben ihr stand. Ihre Hand war immer noch gelähmt, aber sie sah schon viel besser aus als bei unserem letzten Besuch.

Ihr Blick ruhte fragend auf mir, während ich dasaß und nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich wollte ihr nichts erzählen, ich sehnte mich nur nach ihrer tröstlichen Nähe, vielleicht, weil sie Steves Tante war.

»Es ist gut, dass du gekommen bist, meine Liebe«, sagte sie endlich. »Ich habe viel über dich und Steve nachgedacht.«

Ich spürte, wie mir die Röte in die Wangen stieg, und senkte den Blick auf meine Hände. Über mich und Steve. Seltsam, sie so über uns beide reden zu hören, als wäre nichts geschehen.

Mit einem verlorenen Lächeln sah ich sie an, und es machte mich irgendwie verlegen, wie sie mich mit ihren klugen Augen musterte. Es war, als wüsste sie genau, warum ich gekommen war. Wahrscheinlich stand es mir ins Gesicht geschrieben, dass wir Streit hatten.

»Weißt du, Linda, ich denke oft daran, wie ich als junge Frau in diesem kleinen Häuschen gelebt habe. Die Vorstellung, dass ihr jetzt darin wohnt und es mit Freude und Lachen füllt, macht mich glücklich. Ich habe Steve nie etwas davon erzählt, aber als ich noch ein junges Mädchen war ...« Sie brach mitten im Satz ab und schwieg so lange, dass ich schon dachte, sie hätte vergessen, was sie sagen wollte, wie es alten Leuten manchmal passiert, aber dann nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf. »Ich war einmal verlobt, weißt du. Mit einem sehr netten jungen Mann.« Ihre blassblauen Augen verloren sich in der Ferne ihrer Erinnerung. »Wir wollten heiraten, aber dann erfuhr ich, dass er etwas Schlimmes getan hatte – er hatte Geld gestohlen. Daraufhin sagte ich die Hochzeit ab. Es war 1914 und er musste wie alle jungen Männer damals in den Krieg ziehen. Er kam schon im ersten Monat ums Leben.« Tante Irene verstummte. In dem langen Schweigen, das nun folgte, sah ich deutlich, dass es ihr nach all den Jahren immer noch schwerfiel, an die Geschehnisse von damals zu denken. Endlich fuhr sie fort: »Ich denke oft, dass er vielleicht nicht getötet worden wäre, wenn ich, trotz allem, was er

getan hat, zu ihm gehalten hätte. Dann hätte ich vielleicht auch Kinder gehabt ...« Ihre Stimme erstarb und ich spürte, wie sich meine Augen mit Tränen füllten.

Plötzlich überzog ein Lächeln ihr Gesicht. »Du und Steve, ihr werdet nicht zu lange warten, nicht wahr, Linda? Ich möchte eure Kinder noch sehen, bevor ich sterbe.« Unvermittelt wurde sie von Geschäftigkeit ergriffen. »Warum gehst du nicht und fragst die Wirtschafterin, ob du zum Mittagessen bleiben kannst? Du würdest mir eine Freude damit machen. Schau nicht so traurig drein, mein Liebes. Lass dich, vom Geschwafel einer alten Frau nicht beirren. Du hast schließlich Steve; und ich weiß, ihr liebt euch so sehr, dass ihr so etwas, wie ich es mit Robert erlebt habe, niemals zwischen euch kommen lassen würdet. Nichts, so schlimm es auch scheinen mag, darf sich je zwischen zwei Liebende stellen. Liebende müssen bereit sein zu verzeihen.«

Ich erhob mich von meinem Stuhl und küsste sie auf die Stirn. »Ich kümmere mich um das Mittagessen«, sagte ich mit belegter Stimme.

Natürlich fiel es mir schwer zu verzeihen, und vergessen konnte ich die Sache nie, aber irgendwie schafften wir es, den Sommer zu überstehen, Steve und ich. Als Graham an diesem Nachmittag kam, um mich abzuholen, sagte ich ihm, dass ich nicht mit ihm nach London gehen würde, und er zuckte philosophisch die Achseln. »Schade, Süße. Wenn du es dir anders überlegst, weißt du ja, wo du mich findest ...« Ich hatte das Gefühl, dass er insgeheim fast erleichtert war. Immerhin war er in Wisconsin glücklich verheiratet.

Und ich habe es mir nicht anders überlegt. Ich liebte Steve, und mir wurde klar, dass ich gewillt war, ihm noch eine Chance zu geben, was immer er auch getan hatte. Mir wurde auch klar, dass ich Glück gehabt hatte. Graham war ein verständnisvoller Mensch, und er hatte meine Lage nicht ausgenutzt, als ich, wie ich jetzt wusste, mit dem Feuer gespielt hatte. Wie leicht hätte ich mich in die Situation bringen können, in der mir Lauren begegnet war.

Und nun weht der Wind die Blätter von den Bäumen, ich habe Feuer im Kamin gemacht, und durch das Häuschen zieht der Duft der brennenden Apfelbaumscheite. Ich habe meinen Job aufgegeben; irgendwie werden wir mit dem Geld, das wir bisher gespart haben, schon zurechtkommen, und wenn der Frühling ins Land zieht, werde ich ein Baby bekommen. Ich werde es Irene nennen, wenn es ein Mädchen wird. Steve kennt den wahren Grund nicht, warum ich mich für diesen Namen entschieden habe, aber er freut sich darüber, und er ist ganz aus dem Häuschen vor Begeisterung über das Baby. Und ich liebe ihn so sehr.